

# Das christliche Menschenbild

## I. Gesprächsforum zur Grundsatzprogrammdiskussion

Rom, 8. April 2006

### Eröffnung

**Mike Mohring MdL**

Generalsekretär der CDU Thüringen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
als wir überlegt haben, wie wir in Thüringen in diesem Jahr 2006 unser Grundsatzprogramm vorbereiten und führen wollen, haben wir uns vorgenommen, diese Arbeit gemeinsam mit unseren Mitgliedern zu besprechen und zu gestalten. Wir wollen die Diskussion breit führen und nicht nur mit denen, die ein Mandat oder ein Amt innehaben, nicht nur mit denen, die immer in Verantwortung stehen, reden, sondern mit denen, die unsere Partei tragen.

In Thüringen sind wir mit annähernd 13.000 Mitgliedern die mitgliedstärkste Partei. Aber es gehört auch dazu, dass, wenn man über das Innere spricht, über die Grundwerte, über das was uns verbindet, über das was auch authentisch am christlich-demokratischen ist in der Politik, dass wir das mit allen tun müssen, die uns begleiten – mit den Mitgliedern aber auch mit Freunden und Sympathisanten, und selbst mit denen, die uns kritisch begleiten.



Deshalb haben wir uns vorgenommen, die Grundsatzprogrammarbeit in Thüringen mit der Pilgerreise nach Rom zu eröffnen. Zum einen sind wir in die wundervolle und heilige Stadt gekommen, um zusammen am Palmsonntagswochenende am Gottesdienst teilzunehmen, aber auch die Zeit zu nutzen, um in zwei Gesprächsforen gemeinsam zu diskutieren und auch Ihre Impulse aufzunehmen, damit wir in der Programmarbeit auch wissen, ob wir auf

dem richtigen Weg sind. Wir müssen das gemeinsam in Abstimmung tun, weil wir in den Jahren seit der Wiedegründung unseres Landesverbandes 1990 bisher nicht über unsere Grundwerte in der Thüringer Union diskutiert haben. Wir haben die Landespartei wieder gegründet, wir haben die Zeit der Diktatur aus der DDR überlebt, haben auch als Union innerhalb des Blockparteiensystems unsere Erfahrungen sammeln müssen und haben dabei auch nicht immer alles richtig gemacht. Aber wir haben uns neu gegründet und haben seither, seit der Gründung 1990 auch die Verantwortung für diesen Freistaat.

Und jetzt, wo wir ein Stück in der Verantwortung vorangekommen und 16 Jahre vergangen sind, müssen wir über den Alltag hinaus denken. Wir müssen tiefer in uns hineinschauen. Was ist eigentlich das Verbindende bei uns? Auf welchem Fundament leisten wir unsere Arbeit und davon ausgehend, was prägt uns dann in den einzelnen Politikfeldern für die Zukunft in der ganzen Bandbreite, in der wir als Volkspartei Verantwortung tragen? Und wie es zur Grundsatzprogrammarbeit gehört, gilt es für uns, die Grundwerte zu definieren, mit unseren eigenen Erfahrungen aus Sicht der jungen Länder, aus Sicht des Freistaates Thüringen. Wie definieren wir Gerechtigkeit? Wie definieren wir Freiheit und Solidarität? Wie definieren wir für uns Soziale Marktwirtschaft?

Ich glaube, dass wir diesen spannenden Diskussionsprozess auch deshalb führen müssen, weil wir dies aus einem anderen Blickwinkel tun, als es unsere Unionsfreunde aus den westlichen Bundesländern tun. Es ist der eigene Erfahrungswert, den wir mitbringen, die, die schon lange in der Union aktiv sind, die, die neu hinzugekommen sind, und auch die, die uns begleiten. Wir müssen diesen Impuls auch in die Programmarbeit der Bundesunion mit einbringen.



Die Frage des christlichen Menschenbildes ist die Ausgangsbasis, für alles das, was wir an Politikfeldern bestreiten. Davon geht die Frage aus, welche Verantwortung die Politik ableiten muss. Und deshalb freue ich mich, dass Herr Kardinal Kasper zu Beginn das Gesprächsforum eröffnen wird und im Anschluss daran unser Landesbischof Dr. Kähler zu uns sprechen wird. ·

## **Impulsreferat**

### **Professor Walter Kardinal Kasper**

Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen

Meine sehr verehrten Damen und Herren, zunächst Ihnen allen willkommen hier in Rom in der ewigen Stadt und ich freue mich von ganzem Herzen, Sie hier begrüßen zu können. Ich bin auch kein Römer, aber ich wohne jetzt seit sieben Jahren hier in dieser Stadt. Und ich hoffe, Sie bekommen in diesen Tagen mit, dass man hier sehr gut leben kann und dass es hier sehr schön ist.

Ich soll Ihnen etwas sagen zum „christlichen Menschenbild“.

Die Frage ist: Was ist der Mensch?

Es ist die Frage, die am Ursprung unserer abendländischen, unserer europäischen

Kultur steht. Diese Frage wurde gestellt von Sokrates, von dem das ganze philosophische Denken des Abendlandes ausgeht. Es geht nicht von der Frage aus, was ist der Mensch, sondern: Wer bin ich? Das ist die Rückfrage, vor der jeder steht und die sich uns dann beim Erwachsenwerden stellt, im Adoleszenzalter, wo die Mädels etwas zickig und die Buben widerspenstig werden. Wo man anfängt sich selber zu fragen: Wer bin ich eigentlich? Und diese Frage nach der eigenen Identität: Woher komme ich? Wohin geht das Leben? Was soll ich tun? Was darf ich tun? Was kann ich tun? Diese Frage ist heute besonders schwierig zu beantworten. Unter diesem großen Pluralismus von Angeboten leiden junge Menschen. Als ich aufgewachsen bin, das war noch während der Zeit des Dritten Reiches, während des Krieges, da war das viel, viel einfacher. Die Fronten waren völlig klar. Wenn man katholisch war und wie ich in einem katholischen Dorf aufgewachsen ist, dann war man nicht für die Nazis. Da wurden die Dinge noch sehr klar gehandhabt. Das ist heute für junge Menschen überaus schwierig, auch für Erwachsene schwierig, weil jeder von uns unter der Vielzahl von unterschiedlichen Erwartungen, unterschiedlichen Rollen steht, weil es wenig überzeugende Vorbilder gibt.



Nun diese Frage - Was ist der Mensch? – und damit: Wer bin ich? wird auch in der Bibel gestellt, im Psalm 18: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst.“ Unmittelbar geht diesem Psalmvers voraus: „Sehe ich in den Himmel das Werk deiner Hände, Mond und Sterne, die unbefestigt“, da spricht der Mensch von der Größe des Weltalls. Er ist ein kleines Stäubchen in diesem Weltall. Wir wissen heute noch viel mehr von der Größe des Weltalls, als es der

Psalmbeter damals wusste. Wir wissen auch von den wunderbaren Gesetzmäßigkeiten, die bis in die kleinsten Teile, die in die Atome und die Gene des Menschen hineingehen. Und da: „Wer bin ich eigentlich?“ Angesichts dieses Weltalls, all das angesichts dieser Größe der Natur und dann: „dass du seiner gedenkst.“ Trotzdem, ich meine, ich bin so groß, dass Gott meiner gedenkt. Gott ist da, er weiß, dass ich da bin, der dich nicht vergisst, der mich trägt, der meiner gedenkt. Und damit lenkt dieser Psalmvers zurück bereits zur ersten Seite der Bibel, der Genesis im ersten Buch Moses, wo es heißt, dass Gott den Menschen geschaffen hat nach seinem Bild und Gleichnis.

Es ist vielleicht die grundlegendste Aussage der Bibel über das christliche Menschenbild: Der Mensch geschaffen nach Bild und Gleichnis Gottes. Das geht uns heute so leicht über die Lippen. Das war damals eine revolutionäre Aussage schlechthin. Denn Bild und Gleichnis Gottes, das war damals der König. Er galt als Gottes Sohn und Bild Gottes. Und jetzt wird es von dem Menschen ausgesagt.

Die Aussage wird sozusagen demokratisiert, sie gilt für alle Menschen. Und sie gilt auch nicht nur für die Israeliten, sondern auch für die umliegenden Völker. Es ist eine revolutionäre Aussage, weil dort alle ethnischen und völkischen, alle religiösen und kulturellen Grenzen bereits auf der ersten Seite der Bibel gesprengt werden. Und von den Menschen schlechthin, unabhängig von seiner völkischen, religiösen, kulturellen Zugehörigkeit, unabhängig von seinem Geschlecht, er ist Bild und Gleichnis Gottes. Und das heißt: Ein Bild dessen, von dem man sich kein Bild machen kann und darf. Und Gott? In ihm ist etwas Unbedingtes und Absolutes, das unbedingten Wert hat, das unbedingt anzuerkennen ist. Ihm kommt, wie wir es modern sagen, eine absolute Würde zu. Das ist mit dieser Aussage gemeint.

Die unbedingte absolute Würde des Menschen, die jederzeit unter allen Umständen Respekt und Achtung verdient. Der Mensch, nie einfach nur ein Mittel zum Zweck, wie einem größeren Zweck, der Mensch ist Endzweck, Selbstzweck. Man darf ihn nicht instrumentalisieren für etwas anderes. Und damit widerspricht die Bibel nicht nur damaligen Herrschervorstellungen, sondern auch modernen Ideologien, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie den Menschen bewerten, dass er brauchbar wird. Im Dritten Reich hat es geheißen: Du bist nichts, dein Volk ist alles. Im Kommunismus hat es geheißen: Die Partei ist alles und jeder ist so viel wert, wie er der Partei und ihrer Führung wert ist und nützt. Und nicht viel anders ist es im heutigen absoluten ökonomischen Denken der Menschen. Der Mensch wird nach seinem Nutzwert beurteilt und bewertet. Wenn er nichts mehr nützt, wenn er nichts mehr bringt, wie man da heute sagt, dann gehört er heute zum alten Eisen. Als Mensch hat der Mensch einen Eigenwert und etwas Unverletzliches und Unantastbares und darum sieht die Bibel schon in den ersten Seiten die Folgerung, dass man den Menschen nicht töten, nicht umbringen oder morden darf. Das Gebot, „Du sollst nicht töten“, ist unmittelbar in dieser Grundaussage verwurzelt. Aber verwurzelt ist auch Respekt und Toleranz vor Menschen anderer Kulturen und anderer Religionen. Verwurzelt ist hier auch die gleiche Würde von Mann und Frau. Ich geh da gleich weiter in der Bibel: Nach seinem Bild und Gleichnis schuf er sie, als Mann und Frau schuf er sie. Auch das ist eine revolutionäre Aussage: Mann und Frau dieselbe Würde, ebenbürtig aber nicht einfach gleich. Das ist etwas, was man heute oft verwechselt – ebenbürtig, gleiche Würde – aber nicht einfach gleich, sondern unterschiedlich. Darin liegt dann auch die Polarität, die Anziehungskraft zwischen den Geschlechtern. Das begründet die Unterschiedenheit des Gleichen. Ich führe die Bibel gleich fort: Der Mann wird Vater und Mutter verlassen, um seiner Frau anzuhängen. Hier wird die Anziehungskraft zwischen diesen beiden beschrieben. Aus dieser Grundaussage der Bibel und der Gottesebenbildlichkeit des Menschen wurde dann später in der Philosophie der Begriff der Person abgeleitet, so wie die Würde und auch die neuzeitlichen Menschenrechte. Die wurden zwar ausdrücklich formuliert in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, aber sie haben nachweislich eine christliche Vorgeschichte und damit ist gesagt: Der Mensch als Mensch hat

auf Grund seiner Geburt bestimmte Rechte, eine Würde, die nicht erst der Staat, die nicht erst die Gesellschaft verleiht. Es ist ihm in seine Wiege gelegt, das ist vorgegeben und damit zur Anerkennung aufgegeben. Das ist so die erste wichtige Aussage einer christlichen Anthropologie: Die Würde des Menschen, jedes Menschen, die ihm zukommt als Geschöpf Gottes.



Die zweite Aussage, die daraus im Grunde folgt, zeigt die moderne Anthropologie auf: Der Mensch ist eigentlich ein unbehaustes Wesen. Er ist überall und damit auch nirgends wirklich zu Hause. Er lebt einen unendlichen Horizont. Er kann sich in die unterschiedlichsten Umwelten einfügen. Er hat gar keine natürliche Umwelt. Das unterscheidet ihn vom Tier, das eingepasst ist in seine Umwelt und das instinktiv auf seine Umwelt reagiert. Der Mensch hat diese Umwelt

nicht. Er muss sie sich erst selber schaffen.

Er ist damit ein Kulturwesen. Der Mensch ist sich selber aufgegeben. Er ist ein welt-offenes Wesen und übersteigt damit in seinen Fragen die ganze Ding-Welt. Er fragt woher, wohin will ich? Wer bin ich? Was ist das? Der Mensch ist ein Geistwesen. Er ist nicht einfach ein Ding. Er übersteigt die Dinge, er durchdringt die Dinge mit seinen Fragen. Mit seinem Wissen und mit seiner Freiheit ist er sich selber aufgegeben.

Er muss sein Leben damit selber in die Hand nehmen. Er ist nicht nur ein von außen gesteuertes Bündel von Trieben und Antrieben, sondern ein selbstbestimmtes Wesen. Er muss sich selbst bestimmen, selbst verantworten. Er ist nicht Objekt, er ist Subjekt. Und in dieser Selbstaufgegebenheit des Menschen, dass ich aus meinem Leben erst etwas machen muss, es selber gestalten muss, es dann aber auch verantworten muss, folgt: Ich kann mein Leben gewinnen und ich kann es aber auch verfehlen. Ich bin mir selber verantwortlich, vor mir, vor anderen und letztlich auch vor Gott.

Der Mensch also bejaht mit Geist und mit Freiheit. Er ist nicht nur ein Naturwesen, sondern ein Kulturwesen, ein Wesen, das frei ist, sich selbst bestimmen muss, das verantwortlich ist, für sein Leben, das sein Leben gestalten muss, das sich selber aufgegeben ist. Aber diese Geistnatur, diese freiheitliche Skulptur, die wesentlich für Menschen ist - sie ist konkret eingebunden.

Der Mensch, ein weiterer Punkt, ist ein leibhaftiges Wesen. Seele und Leib gehören zum Menschen. Nicht als zwei Größen so nebeneinander, dass man sie auseinander nehmen kann, sondern in einer inneren Einheit von Leib und Seele. Das Christentum hat vom Ursprung her allen Leib verachtenden und geistigen Strömungen widersprochen. Leibesverachtungen gab es immer wieder in der Antike, im Spiritualismus. Aber es gibt auch Leibesverachtungen, die meinen, der Leib sei nur so ein

Ding, das man ausnützen kann. Der Leib ist den Menschen aufgeprägt und er kann und darf sich freuen über die Schönheit seines Leibes. Es gibt auch wunderschöne Aussagen der Bibel, wie schön Gott den Menschen gemacht und gestaltet hat, wie wunderbar er ihn ausgedacht hat.

Der Mensch hat daher die Pflicht, seinen Leib gesund zu erhalten, ihn zu pflegen, ihn schön zu machen. Aber den Leib gilt es nicht zu vergötzen, das widerspricht etwa einem gesundheitlichen Gesundheitskult oder einer Ausbeutung des Leibes, sei es zur Arbeit oder sei es einfach zum Lustgewinn.

Diese moderne Ausbeutung des Leibes zum Lustgewinn ist im Grunde eine Verdinglichung des Leibes, die seiner Würde widerspricht. Das ist eine Grundeinsicht auch moderner Psychologie, dass der Mensch seinen Leib und seine leiblichen Kräfte vom Geist her in Zucht nehmen muss. Sigmund Freud, Begründer der modernen Tiefenpsychologie, der wirklich nun kein christlicher Kirchenvater war, hat gesagt, dass der Triebverzicht die Grundlage der Kultur ist. Wenn man seine Triebe nur laufen lässt, ihnen sozusagen alles gestattet, dann ist man unfrei, ist man nicht mehr frei für höhere Ziele und Aufgaben.

Wie gesagt der Triebverzicht, der Verzicht auf bestimmte Antriebe, ist die Grundlage der Kultur. Sie macht den Menschen erst frei für die Entscheidung. Andernfalls ist der Mensch gebunden, ein Sklave seiner Triebe. Also die Pflege, die Kultur des Leibes, aber auch die Zucht des Leibes und der leiblichen Antriebe - beides gehört zusammen: Die Sorge für den Leib, Sorge natürlich damit auch für das tägliche Brot. Dass es einen Grundbestand von täglichen Bedürfnissen gibt, die zu erfüllen sind, das gehört mit zur Würde des Menschen - aber auf der anderen Seite: die Freiheit gegenüber diesen leiblichen Gütern, sie bewusst einzusetzen, dort, wo sie den eigenen höheren Zielen dienen, Leib und Seele als innere Einheit. Durch den Leib sind wir zugleich soziale Wesen, eingebunden in die Geschlechterfolge, in die Familie, das Verhältnis von Mann und Frau, soziale Wesen. Keiner von uns ist ein isolierter Robinson Crusoe auf einer Insel, sondern der Mensch ist ein soziales Wesen.

Nicht nur seine leibliche Existenz, auch geistig findet der Mensch zu seiner eigenen Identität nur in der Begegnung mit anderen, im Verhältnis von ich und du, im Gespräch und im Lernen vom anderen. Die Identität ist deshalb immer eine offene Identität, eine kommunikative Identität. Ich bin eigentlich nur mit meiner Familie, mit meinen Freunden, mit den Mitarbeitern, mit den vielen Menschen, die ich kenne und die mich kennen, die gehören sozusagen zu mir selber. Ich bin ich selber nur als Teil auch meines Volkes, meiner Kultur, meiner Sprache.

Der Mensch drückt sich wesentlich aus durch die Sprache. Die Sprache ist nicht nur ein abstraktes Instrument der Kommunikation. Wenn man eine Fremdsprache lernt, merkt man, sobald man die andere Sprache spricht, denkt man anders. Jede Sprache hat einen ganz bestimmten Zugang zur Wirklichkeit. Es ist gar nicht das Gleiche, ob ich hier deutsch spreche oder italienisch. Es ist eine andere Kultur, ein

anderer Zugang, eine andere Weise die Dinge auszudrücken. Das Englische, das ist wieder ein anderer Zugang zur Wirklichkeit, erst recht, wenn man natürlich an Sprachen eines ganz anderen Kulturkreises denkt, wie z. B. die asiatischen Sprachen. Das bedeutet, die eigene Identität ist eingebunden in eine große Kultur und in deren Werte. Mir geht es jedes Mal so, ich muss sehr viel reisen. Aber schon wenn ich nach Amerika reise, zu unserem westlichen Kulturkreis, ob ich da in London, Paris oder Rom oder in Frankfurt ankomme, macht nichts. Ich merke, ich bin wieder in Europa. Das ist eine andere Art und Weise sich zu geben, sich zu kleiden, und so weiter. Also zur Identität des Menschen gehört diese soziale Einbindung in die Familie, dann in Freundschaft.

Schon die Grundaussage der antiken Philosophie bei Aristoteles heißt, dass keine Gesellschaft Bestand hat und zusammen hält, wenn keine Freundschaften bestehen. Ich selber habe noch den Zusammenbruch des Dritten Reiches 1945 erlebt. Da war die Familie die Stütze, dort hat man sich geholfen, und es gab freundschaftliche Bindungen, das hat geholfen. Von dort her konnte man erst wieder das Ganze neu aufbauen. Freundschaft, Familie, aber das dann im großen gesellschaftlichen Zusammenhang.

Für diese Ordnung der Gesellschaft des Staates gibt es zwei Regeln nach Christlicher Soziallehre: Das Gesetz der Subsidiarität und der Solidarität. Subsidiarität, das heißt der Staat, die übergeordnete staatliche Größe soll nichts tun, was die untergeordnete kleinere Größe, was der einzelne Mensch selber tun soll. Also kein totaler Versorgungsstaat, der mir alles abnimmt und ich sozusagen nur noch wie ein Kind bin, was an der Brust der Mutter hängt, und ich bekomme alles vom Staat. Was der Einzelne selber leisten kann, das soll er tun. Was die einzelne Kommune leisten kann, das soll nicht das Land tun. Was das Land tun kann, das soll nicht der größere Staat tun und was der Staat tun kann, soll nicht Europa tun. Das ist das Gesetz der Subsidiarität, das heißt Bürgernähe, die Nähe zum Einzelnen. Es soll die Freiheit und die Verantwortung des Einzelnen und der kleineren Gemeinschaft gewahrt werden. Das ist ein Gesetz, das sich gegen den totalitären, den totalen Staat, den totalen Versorgungsstaat richtet und das jeden Einzelnen in seiner Freiheit behaftet.

Daneben gibt es aber das Gesetz der Solidarität. Das heißt: Der Einzelne muss dem Recht und den Ansprüchen des Anderen gerecht werden, Rücksicht nehmen. Ich kann nicht nur einfach mich durchsetzen wollen, sozusagen auf Kosten aller anderen. Die anderen müssen mich in meiner Freiheit achten, ich muss sie in ihrer Freiheit achten und ihnen ihr Recht einräumen und der Staat muss das Recht und die Gerechtigkeit für alle walten lassen. Insofern gibt es die Verteilungsgerechtigkeit und die Soziale Gerechtigkeit. Das ist sozusagen das *bonum commune*, das Gemeinwohl muss gewahrt bleiben. Das ist ein Gesichtspunkt, der in der üblichen politischen Mediendiskussion um Gerechtigkeit sehr oft verloren geht. Da denkt man immer nur, jeder muss sein Teil bekommen. Man muss aber auch daran den-

ken, dass die Ordnung und das Zusammenleben des Ganzen funktionieren, dass da die richtigen Proportionen und die Werte eingehalten werden. Und das nennt man die Soziale Gerechtigkeit. Dieses Denken und die Rücksicht auf das Ganze und dessen Funktionieren ist etwas, was unserem heutigen Individualismus oft sehr schwer fällt, was wir wieder lernen müssen. Aber ohne diese Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl, auf das Ganze, kann auf die Dauer ein Staat, ein Volk nicht leben. Dann funktioniert das Ganze nicht. Man muss auch mal zurückstehen um des Ganzen willen, so wie mir das Ganze mehr Raum geben muss. Das ist im Einzelnen eine sehr schwierige politische Diskussion, wie man im Einzelnen auszudiskutieren hat, wie das verteilt wird. Aber Gerechtigkeit heißt nicht einfach jedem das Gleiche. Wenn sie heute jemanden das Gleiche geben, haben sie morgen schon nicht mehr das Gleiche. Der eine versteht etwas aus der Sache zu machen, der andere eben nicht. Jedem das, was ihm zusteht, und das, was er auch braucht - also die soziale Dimension des Menschseins, dass wir nicht nur Individuen, sondern Gemeinschaftswesen sind, eingebettet in das Ganze unseres Volkes. Dies müssen wir auch gelegentlich überlegen: Was verdanken wir eigentlich diesem Volk? Was verdanken wir unserer Sprache? Was verdanken wir der ganzen Welt der Kultur? Wir fangen ja nicht am Nullpunkt an. Das hat nichts mit Nationalismus und Deutschtümelei zu tun. Dies haben wir uns inzwischen abgewöhnt. Aber einen gewissen Stolz, ein Wertempfinden für das, was wir ererbt haben, was uns sozusagen als Erbe aufgegeben ist, das sollten wir schon in Deutschland auch wieder entwickeln und müssen das auch entwirren.



Ein weiterer Gesichtspunkt ist: Der Mensch, ein religiöses Wesen. Ich habe am Anfang gesagt, der Mensch ist nicht an eine bestimmte Umwelt gebunden. Er kann die Umwelt ändern. Er fragt nach dem Ganzen. Er übersteigt in seinen Fragen und Denken die ganze Dingwelt der Fragen. Was ist der Sinn des Ganzen? Warum bin ich eigentlich und wozu bin ich eigentlich? Was ist der Sinn meines Lebens und was ist der Sinn unserer Existenz? Das sind Grundfragen, die zum Menschen gehören, und wenn sie nicht mehr gestellt werden, fehlt uns etwas Wesentliches. Und so hat der Mensch einen Drang auf das Ganze der Wirklichkeit. Er hat damit eine religiöse Dimension, die alles Endliche übersteigt, die ins Unendliche hineingeht. Und das ist letztendlich damit gegeben, dass er Bild und Gleichnis Gottes ist. Der Mensch kann gar nicht aufhören, die religiösen Fragen zu stellen. Aber er kann sie falsch beantworten. Er kann das Absolute mit endlichen Dingen gleichsetzen. Und sobald ich das Absolute mit endlichen Dingen gleichsetze, es zum Letztwert mache, dann kommt es zum Götzendienst. Der Götzendienst ist nicht eine Sache, die es nur in der Vergangenheit mal gegeben

hat. Es gibt heute sehr viel Götzendienste. Wenn man bestimmte endliche Werte, sagen wir mal das Geld ist für mich das letzte, was ich lassen will, und die Ehe und das Ansehen ist für mich das letzte, was ich lassen will, oder dass ich Macht habe, ist für mich das letzte oder sich sexuell zu befriedigen ist für mich das letzte. Und deswegen gebe ich alles. Luther hat einmal gesagt: Woran man sein Herz letztlich hängt, das ist mein Gott oder mein Abgott, mein Götze. Diese Versuchung des Götzendienstes bestimmt den Wert des zu Verabsolutierenden, die im Grunde endlichen Werte sind schon Werte. Doch alles ist etwas Wertvolles, es ist nicht Nichts. Aber wenn ich es zum Letztwert mache, dann wird es ein Götze. Dies kann dann ideologisch werden: Besitz, Genuss, Ehre, Macht, Ansehen, also daran, woran man letztlich sein Herz hängt, was mir letztlich heilig ist.

Man muss sich fragen: Was ist mir letztlich heilig? Jeder Mensch hat so etwas, was er nicht in Frage stellen lassen will: was er braucht, was ihm heilig ist. Und die Bibel kennt dieses Heilige, aber das ist die Grundentscheidung der Bibel. Dieses Heilige ist etwas, was von allem Weltlichen unterschieden ist. Alles Weltliche ist Schöpfung und ist damit gut und hat einen Wert und ist damit nicht zu verachten. Aber es ist nicht der Letztwert.

Gott ist sozusagen transzendent - jenseitig aller dieser irdischen Werte. Man soll den Namen Gottes heiligen, d. h. ihn nicht verwechseln mit irdischen Dingen, irdischen Werten, Gott sozusagen über alles lieben - dieses Hauptgebot heißt dann: Und alles andere in Gott. Gott schon in allen Dingen finden, weil Gott alles an Spuren überall, von eben allen Dingen geschaffen hat, aber ihn mit nichts Endlichem identifizieren.

Und das bedeutet etwas ganz Entscheidendes. Dies bedeutet, dass man die innerweltliche Ordnung nicht einfach von Gott und vom Religiösen her ableiten kann. Sie hat sozusagen ihren Eigenwert. Sie ist nicht einfach göttlich. Dies mussten wir Christen erst mühsam erlernen in der Neuzeit: Es gibt einen Eigenwert der Wissenschaft, der Kultur, der Wirtschaft, der Politik. Die hat ihre eigenen Gesetzlichkeiten. Die kann man nicht einfach von der Theologie, von der Kirche her übernehmen und von der Religion ableiten. Es gibt eine legitime Säkularität der weltlichen Ordnung. Die legitime Säkularität der weltlichen Ordnung, eine legitime Autonomie der innerweltlichen Sachbereiche, wo die Fachleute dann zuständig sind, diejenigen, die diese Ordnung kennen oder die Gesetze kennen. Aber diese innerweltliche Säkularität ist etwas anderes als der Säkularismus. Und das ist bei den gegenwärtigen politischen Diskussionen und europäischen Diskussionen ganz entscheidend. In Frankreich wird die leise Idee vertreten, die Welt sei säkular zu interpretieren. Aber die Gefahr dort ist, dass man aus der leisen Welt selber wieder eine Religion, eine Ideologie macht und dies zum Letztwert macht und das dann natürlich wieder nutzt zum Götzen, also Säkularität - innerweltliche Ordnung.

Die Kirche kann nicht über politische Systeme entscheiden, es ist nicht ihre Aufgabe in die konkrete Politik hineinzureden. Aber sie kann Werte vertreten, die sozusa-

gen für jede politische Ordnung gültig und wichtig sind. Der Säkularismus dagegen, wo es nur noch eine innerweltliche Ordnung gibt, das ist - und dies stellt sich immer mehr heraus - eine europäische Sonderentwicklung seit dem 18. Jahrhundert und vermutlich eine europäische Sackgasse geworden. Wir kennen in der ganzen Kultur- und Geistesgeschichte keine Kultur, die nur das Säkulare gelten lassen will. Alle Kulturen der Menschheit, die wir kennen, haben diese religiöse Dimension bei sich. Die ist uns im 18. und 19. Jahrhundert und dann durch die Katastrophe im 20. Jahrhundert weitgehend in Europa abhanden gekommen. Und heute sagen uns das auch wieder die anderen Völker. Und ein Grund, warum die Islamisten, für die ich wahrlich nicht eintrete, die europäische Kultur so verachten, liegt darin, dass diese religiöse absolute Dimension fehlt, dass sie rein weltlich geworden ist.

Heute spricht man dann schon wieder von einer postsäkularen Gesellschaft. Einer der wichtigsten Denker in Deutschland, der Philosoph Jürgen Habermas, der ja aus einer ganz anderen, nicht aus der christlichen Tradition kommt, der entdeckt dies heute wieder und sagt, ja es gibt religiöse Begriffe und Sprachen, die können Wirklichkeitsdimensionen ausdrücken, für die wir gar keine anderen Ausdrucksmöglichkeiten haben, die uns entfallen sind. Wir müssen also auch wieder von der Religion lernen. Man muss die religiöse Sprache sozusagen wieder in die weltliche Sprache übersetzen. Er macht dies aber vor allem an den Dingen deutlich, von denen wir ausgegangen sind. Dass der Mensch Bild und Gleichnis Gottes ist, er sagt ja, dass kann man weltlich übersetzen, das ist, dass die Person unbedingt menschlich würdig ist, also sagt er, dass die religiöse Sprache nicht einfach abgetan und sinnlos für uns ist. Auch für Leute wie er, die religiös unmusikalisch sind, wie er sich selber bezeichnet, hat die religiöse Sprache eine Bedeutung. Und er hat den Eindruck, dass auch wieder religiöse Werte neu geschätzt werden und auch wieder neu aufkommen, nicht nur durch den Islam, auch in den Vereinigten Staaten sieht man das sehr deutlich.

Eine weitere Dimension: Der Mensch als ein ethisches Wesen.

Die religiöse und soziale die Dimension des Menschen spiegeln sich sozusagen im Menschen selber wider, weil der Mensch ein Bild und Gleichnis Gottes ist und dies ist in ihm eingebrennt. Sie spiegeln sich in dem, was man das Gewissen des Menschen nennt. Das Gewissen, die Bibel spricht vom Herzen des Menschen, dem Heiligtum des Menschen, eine Stimme, die jeder, der nachdenklich ist, in sich selber spürt, die ihm sagt, tu das, lass das, tu das Gute, lass das Böse. Diese Stimme des Gewissens. Man hat, wie man sagt ein schlechtes Gewissen, wenn man dem nicht gefolgt ist. Gewissen, das hat nichts zu tun mit den Gefühlen, was man so aus dem Bauch heraus tut. Das Gewissen verweist auf objektive Werte. Die grundlegendsten objektiven Werte sind, was man die goldene Regel nennt. Diese finden wir in allen Kulturen der Menschheit. Die goldene Regel heißt negativ, dem Anderen nicht das anzutun, was man sich selber nicht tut, oder positiv formuliert, dem Anderen das

zu tun, was man für sich selber wünscht. Das heißt, eine gewisse Sensibilität für den Anderen zu entwickeln. Diese goldene Regel, also das zu tun, was man selber für sich wünscht, aus der kann man im Grunde weitgehend das ganze zwischenmenschliche Verhalten ableiten: Gerechtigkeit, Rücksicht nehmen, Respekt voreinander, die Feinfühligkeit voreinander. Diese goldene Regel ist den Menschen ins Herz geschrieben. Da spiegelt sich in uns das, was wir zutiefst sind. Letztlich sind das alle 10 Gebote der Bibel. Die stehen ja nicht nur in der Bibel. Die hat die Bibel schon aus alten Kulturen übernommen. Das sind Menschheitserfahrungen, die dort formuliert sind, dass man nicht töten soll, dass man nicht lügen soll, dass man kein falsches Zeugnis geben soll. Weil die Gesellschaft nicht funktioniert, wenn man sich nicht darauf verlässt, dass der Andere dir normalerweise einfach die Wahrheit sagt. Es funktioniert keine Gesellschaft mehr, wenn solche Regeln nicht mehr gelten. Und dieses Gewissen, diese Stimme, die kann man unterdrücken, die kann verkümmern, die kann abstupfen, sich verfinstern. Da sage ich, es ist eine wichtige Aufgabe der Erziehung, den Menschen zu erziehen, auf sein Gewissen zu hören und ihm zu folgen. Der Mensch ist ein Wesen, das erzogen werden muss. Und nicht, dass ihm etwas aufgedrückt werden muss an Wertvorstellung, sondern dass er nach den Werten, die er selber in sich trägt und direkt in sich spürt, verantwortlich handelt und dann auch zu seinen Taten steht und Verantwortung übernimmt.

Schließlich, kommen wir zum letzten Punkt:



Der Mensch als ein der Erlösung bedürftiges Wesen.

Wir alle erfahren eine Zwiespältigkeit, eine Gebrochenheit, eine Widersprüchlichkeit in uns. Einerseits möchten wir alle gut sein und andererseits schaffen wir es nicht. Wir bleiben dahinter zurück, werden übermächtig von den eigenen Trieben, von der Umwelt und ihren Einflüssen, werden bestimmt von der persönlichen wie gemeinschaftlichen Schuldgeschichte. Man

kommt sozusagen nicht da raus, aus sich heraus und aus dieser Geschichte heraus. Man zielt auf ein Unbedingtes und bleibt doch letztlich bedingt. Auch Gott bleibt mir letztendlich verborgen. Die Frage ist: Bleibt der Mensch also ein großes Fragezeichen? Das ist ein Sisyphusvergleich, der den Stein immer auf den Berg hinaufwältzt, und wenn er oben ist, rollt er wieder herunter. Ist das letztlich sinnvoll? Und hier lautet die Grundaussage der Bibel, dass in dieser zwiespältigen gebrochenen Situation uns Gott entgegenkommt, sich uns zeigt, sich auf menschliche Weise zeigt in Jesus Christus. Wir können Gott erfahren auf einem menschlichen Antlitz, und erfahren, dass dieser Gott uns annimmt, uns bejaht - trotz unserer Sünden, trotz unserer Schuld - dass er barmherzig ist, dass er uns immer wieder neu eine Chance

gibt, dass Gott die Liebe ist. Erst aus dem Wort Gottes, aus der Offenbarung Gottes bekommen wir letztlich Klarheit, wer wir sind. Gott macht uns in Jesus Christus, den Menschen, die letzte Würde unseres Menschseins klar und schenkt sie uns. Es gibt also beides. Größe und Elend des Menschen. Auch in Christus sehen wir beides. Die Größe, die Berufung zu Gott hin und auch das Elend der Sünde, das Leiden, der Tod. Aber wir erfahren auch, dass all dieses Leiden und Sterben - es gibt so viele Vorböten des Sterbens, des Abschiednehmens - letztendlich ein Durchgang sind zum ewigen Leben, dass wir berufen sind zum Leben über den Tod hinaus in alle Ewigkeit, dass Gott unserer gedenkt, um auf diesen Psalmvers zurückzukommen, von aller Ewigkeit und in alle Ewigkeit hinein. Und wir erfahren, dass das die Würde des Menschen ist, dass wir ewig im Glauben sind in diesem Gedenken, in dieser Liebe Gottes.

Vielleicht haben manche Schwierigkeiten mit diesen Aussagen, aber die Frage muss wenigstens bleiben. Die Frage nach den Werten, die uns trägt, muss bleiben. Die Frage muss uns bewusst sein. Wir leben nicht vom Brot allein, wir brauchen Maßstäbe, Vorbilder, Ideale, Werte. Es waren die Werte des christlichen Menschenbilds, die Europa gestaltet haben, die es geformt haben, die es groß gemacht haben. Ich selber weiß keine bessere Antwort als diese. Man kann ja auch mal dagegen fragen: Wer hat uns da besseres gegeben? Deshalb dürfen wir dankbar sein für diese christliche Tradition, die uns trägt und uns beschützt. Wir dürfen sie schätzen und sie lehrt uns, gerne frohe Menschen zu sein.

## **Impulsreferat**

### **Landesbischof Dr. Christoph Kähler**

Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Thüringen



#### **Von Füchsen und Wölfen**

Wie sinnvoll ist es, die Frage zu stellen: Was ist der Mensch? Und die zugehörige: Wer ist ein Mensch?

Dagegen könnten die sich wenden, die sich ihrer Erfahrung und ihrer Menschenkenntnis sicher sind: „Ich kenne die Menschen!“ Das verheißt in aller Regel nichts Gutes.

Dagegen könnten aber auch die sein, die mit Friedrich Nietzsche den Menschen als das

nicht festgestellte Tier ansehen und daraus ableiten, dass der Mensch undurchschaubar ist und sich daher diese beiden Fragen erübrigen.

Doch vor solcher Zurückhaltung ist zu warnen. Wenn wir nicht darüber nachdenken, was und wer der Mensch sei, dann tun es andere ohne Auftrag – für uns.

Was dabei herauskommen kann, zeigt sich in einem der weniger bekannten Märchen der Gebrüder Grimm: In dem kurzen Text „Der Wolf und der Mensch“ wünscht der starke, aber ziemlich dumme Wolf einen Menschen zu sehen. Der schwächere, aber listige und weltgewandte Fuchs will ihm dazu gern verhelfen. Bei den Grimms heißt es dann weiter: „Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. ‚Ist das ein Mensch?‘, fragte der Wolf. ‚Nein‘, antwortete der Fuchs, ‚das ist einer gewesen.‘ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. ‚Ist das ein Mensch?‘ ‚Nein, das will erst einer werden.‘ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: ‚Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den musst du losgehen ...‘. Wie der richtige Mensch den Wolf dann behandelte, muss ich nicht weiter schildern. Aber wir sehen, wie die Definitionsmacht des schlauen Fuchses die zu alten und die zu jungen noch nicht als vollwertige Menschen wertet.

Man kann die Geschichte als Parabel für die Füchse dieser Welt lesen, die durch ihre Definitionen nicht nur unterscheiden, sondern zwischen Mensch und Mensch oder, anders gesagt, über Leben und Tod entscheiden.

Das bedeutet, dass der Streit, wer oder was der Mensch sei, keine rein akademische Debatte bleiben darf, die wir getrost den Philosophen überlassen könnten, die die Welt immer nur verschieden interpretieren. Nein, es gibt genug Felder der Wissenschaft und der Technik, der Medizin und der Versicherungswirtschaft, auf denen Definitionsmacht zugleich Verfügungsmacht über Menschen ist. Darum bedarf die wissenschaftliche Debatte unter Philosophen, Theologen, Juristen, Medizinern und vielen anderen Wissenschaftlern immer wieder der Begleitung und der Überprüfung auf Plausibilität. Dieses Prüfungsrecht können und dürfen wir uns nicht nehmen lassen.

Ist die Würde des Menschen unantastbar? [1]

Ohne Anspruch auf Vollzähligkeit will ich nun einige Gebiete benennen, auf denen die schlauen Füchse nicht allein gelassen werden dürfen, wenn sie definieren und das heißt begrenzen wollen, wem menschliche Würde zukommt und wem nicht.

Es ist umstritten, wann menschliches Leben einsetzt.

Wann menschliches Leben beginnt, wird biologisch verschieden bestimmt. Die befruchteten menschlichen Eizellen werden nach dem Embryonenschutzgesetz bereits „Embryonen“ genannt. Strittig ist unter den beteiligten Wissenschaftlern die Frage, ob sie einen Anspruch auf Lebensschutz haben, selbst wenn sie nach menschlichem Ermessen keine Chancen mehr auf Einpflanzung und damit Fortsetzung ihrer Entwicklung hätten. Kann das erst ein Mensch werden und ist es das erst zum Zeitpunkt der Einnistung oder einem anderen Punkt der kontinuierlichen Entwicklung, womöglich erst nach der Geburt – wie in der griechisch-römischen Antike? Die verschiedenen Standpunkte haben ja auch in der Debatte in

der Enquetekommission 3/1 des Thüringer Landtages (2003) „Wahrung der Würde des menschlichen Lebens in Grenzsituationen“ eine wichtige Rolle gespielt. [2]

Es ist umstritten, wann und wie menschliches Leben endet und enden darf. Auch hier sind unsere medizinischen und technischen Möglichkeiten so sehr gewachsen, dass der Zeitpunkt des Todes verschieden definiert wird, verschiedene Stadien des Sterbens abgrenzbar sind und der Tod auch erheblich hinausgeschoben werden kann. Titos Tod wurde aus politischen Gründen verzögert (aber nicht verhindert) und dann festgelegt, als die ausreichende Einigung seiner Nachfolger gegeben zu sein schien.

Ob und in welcher Weise Menschen ihrem Leben selbst ein Ende setzen dürfen, oder setzen lassen dürfen, beantworten inzwischen die verschiedenen Gesetzgeber des christlich geprägten Abendlandes unterschiedlich. [3]

Auch hier geht es um die Definitionsmacht in der jeweiligen Gesellschaft. Alles, was wir aus der holländischen und belgischen Entwicklung hören, ist ausgesprochen Besorgnis erregend, weil die Definitionen des Erlaubten sich offensichtlich ständig weiterentwickeln und zusätzliche Möglichkeiten erlaubten Tötens schaffen.

Wir sind als Christen überzeugt: ‚Der Mensch ist Gottes Geschöpf – Das heißt: Sein Leben ist ihm gegeben. Er existiert in Leib-seelischer Einheit. ... Er ist gewollt und bejaht. Er ist endlich und begrenzt. Er ist mehr, als er aus sich machen kann. Er soll nicht sein wollen wie Gott.‘ [4] Wer dieser ersten und dann auch der zweiten These der EKD-Synode zustimmen kann („Der Mensch ist zum Bild Gottes geschaffen – Das heißt: Er hat eine Bestimmung: Er ist von Gott angeredet und soll ihm antworten. Er ist berufen zur Gemeinschaft mit Gott in Freiheit. Das verleiht ihm seine unverlierbare Würde.“), der wird in den beiden ersten Fragen bei aller Unterschiedlichkeit im Einzelnen die Antworten auf die darin erkennbaren realen Probleme in einer Richtung suchen, die das Leben der Verfügung des Menschen – seiner eigenen und der fremden – entzieht. [5]

Es ist umstritten, wie weit die Rechte von vermutlichen und wirklichen Tätern reichen. Dürfen Terroristen gefoltert werden?

Auch hier unterscheiden sich die Antworten und beigebrachten Argumente erheblich – auch innerhalb der deutschen juristischen Debatte. Eines der für mich entscheidenden Argumente zielt wiederum auf das Menschenbild, in diesem Fall auch zum Schutz der Vernehmer: Was wird aus den Menschen, die die Erlaubnis, ja die Pflicht zur Androhung und Ausübung von Gewalt außerhalb der strikten Regeln des Polizeirechtes erhalten? James Bond dürfte in der Wirklichkeit kaum besonders liebenswert sein, ja sehr viel mehr Probleme mit sich und seiner Umwelt bekommen, als Unterhaltungsfilm je zugeben werden und einer Gesellschaft hilft, die Folterknechte fordert.

Gleiche Rechte von Frauen und Männern sind in unserer Gesellschaft noch nicht sehr lange Standard.

Inzwischen ist der Grundsatz fest verankert (These 1: Der Mensch „... existiert in leib-seelischer Einheit. Er ist als Mann und Frau geschaffen.“). Er bedarf aber noch immer der gehörigen Mühe im Umdenken, in den Einstellungen und in der Umsetzung. Denn wir haben oft noch keinen gesellschaftlichen und politischen Konsens gefunden, wie Kinderfreundlichkeit und Geschlechtergerechtigkeit konstruktiv miteinander verbunden werden können. (Die 40%ige Kinderlosigkeit der Akademikerinnen spricht für sich.) Ist es womöglich auch daher so schwer, den Gleichberechtigungsgrundsatz als unaufgebaren Wert unserer Kultur den Menschen aus anderen Kulturen nahe zu legen?

Mit welchen Menschen rechnet eine Wirtschaft?

Diese Frage beschäftigt uns besonders im Osten Deutschlands noch immer. Denn die schwierige wirtschaftliche Lage führt zu grundsätzlichen Anfragen an das System der Marktwirtschaft. Pfarrer Führer aus Leipzig hat aus heißem Herzen heraus neulich eine neue friedliche Revolution gefordert – in der Wirtschaft, weil die ungleiche Verteilung von Arbeit und Einkommen gen Himmel stinkt. Führer führte eine Debatte mit dem Präsidenten des Ifo Instituts für Wirtschaftsforschung München, Hans-Werner Sinn. Dabei kamen die Kontrahenten zum Schluss zu der Frage, ob nicht der Sozialismus an seinem falschen, weil idealistischen Menschenbild gescheitert sei. Professor Sinn hielt fest: „Der Sozialismus braucht den guten Menschen“ und sagte weiter: „Die Marktwirtschaft ist ein System, das keinen guten Menschen braucht. Marktwirtschaft funktioniert mit dem Menschen so, wie er ist: ein egoistisches profitsüchtiges Individuum, das seinen Konsum maximieren will.“ [6]

Die Reihe der Beispiele ließe sich bequem erweitern. Nahezu jede politische Frage von einigem Gewicht, viele philosophischen Probleme und manche Alltagschwierigkeit lassen sich zurückführen auf oder erweisen sich als Divergenzen im Menschenbild.

Festhalten möchte ich hier und heute: „Der Mensch spricht sich die Menschenwürde nicht selbst zu; sie wird ihm auch nicht einfach von anderen Menschen zuerkannt; sie entsteht auch nicht erst durch eine staatliche Anerkennung. Denn sonst könnte der Mensch seine Würde auch selbst verwirken; sie könnte ihm von anderen entzogen werden; sie könnte ihm von Staats wegen aberkannt werden. All das wäre mit der Vorstellung von einer unantastbaren Menschenwürde unvereinbar. Menschenwürde ist erst dann in ihrer Radikalität verstanden, wenn wir uns trauen, in ihr eine göttliche Attribution (sc. Zuschreibung) zu sehen.“ [7]



Gerecht und Sünder zugleich. Vom Realismus des christlichen Glaubens

Der Streit zwischen Christian Führer und Hans-Werner Sinn greift ein Thema auf, das mehr oder weniger ausdrücklich in vielen ostdeutschen Debatten eine Rolle spielt. Dabei scheinen mir noch immer – mehr oder weniger bewusst – Elemente eines marxistischen Menschenbildes in den Köpfen vieler Mitbürger präsent zu sein. Darum konzentriere ich mich auf eine Auseinandersetzung mit dieser Anthropologie.

Denn der Streit um die Erfassung der Wirklichkeit, der Streit um die angemessene Sicht der Welt ist im Kern immer auch ein Streit um den Menschen, der nach jüdisch-christlichem Glauben nur angemessen als Ebenbild Gottes aufzufassen ist. Allerdings hat die Sicht des Menschen auch im jüdisch-christlichen Glauben Wandlungen erlebt. Zu verschiedenen Zeiten hat auch eine Ausarbeitung verschiedener Aspekte stattgefunden: vom Alten Testament und seiner Anschauung vom Menschen als Ebenbild Gottes, über das Neue Testament, wo der Mensch als Bild Christi gesehen wird, weiter zu Augustin mit seiner Erbsündenlehre und Thomas von Aquin mit seiner besonderen Bemühung um die Erfassung menschlicher Vernunft bis zu Luther mit seinem Schwerpunkt bei menschlicher Schuld und Vergebung. Wir sind der Überzeugung, dass ein Menschenbild, das diese Lernprozesse und Dimensionen einschließt, statt sie auszublenden, ein besonders realistisches, ja zu tiefst menschliches Verständnis unserer Welt und unserer selbst ermöglicht, also den Himmel himmlisch und die Erde irdisch macht und damit beiden, mindestens aber dem Menschen nützt.

Wenn etwas gründlich gescheitert ist, dann das aufklärerisch-optimistische Menschenbild der einstmaligen herrschenden Ideologie.

Knapp läßt es sich auf die Formel bringen: „Der Mensch ist gut. Er kann die Welt verbessern. Die entscheidende Voraussetzung dafür stellt das richtige Wissen dar.“ Dieses durchaus beeindruckende Bild vom Menschen ist unserer abendländischen Tradition nicht fremd: Es findet sich sowohl in der alttestamentlich-jüdischen Überlieferung wie in der griechischen Philosophie.

So heißt es etwa beim Propheten Micha (6, 8): „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert: nämlich Recht tun und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“

Dieser Ruf, diese Erinnerung an die geltenden Gesetze menschlichen Handelns, setzt voraus, dass sich die Hörer frei entscheiden können. Man muss dem Menschen nur sagen, was er zu tun und zu lassen hat, ihn daran erinnern, dass er doch wissen kann, was gut und was böse ist. Dann kann er sich danach richten.

Mit diesem Menschenbild vom vernunftgeleiteten Wesen, das die Welt rational er-

kennen und gestalten kann, hängt die neuzeitliche Auffassung eng zusammen, dass sich Geschichte planen und gestalten lässt, indem eine Gesellschaft (im Notfall auch von oben her) geführt und gesteuert werden kann – und muss.

Die Realität dieses Menschen- und Wunschbildes spürt diejenige Berufsgruppe am ehesten, deren Profession so verstanden wird, dass sie Menschen nach diesem Bilde formen, also die Lehrerinnen und Lehrer. Und wenn dann am Ende nicht das Ergebnis steht, das sich Betriebe und Eltern wünschen, dann haben eben die Pädagogen versagt. Die Forderung an die Schule gerät schnell zur Überforderung ihrer Akteure.

Doch schon zu Zeiten des Alten Testaments wurde dieser Optimismus bestritten.

Seine Verteidiger hatten allen Grund, an dieser Linie festzuhalten gegen penetrante Zweifler, die offenbar ihr Fehlverhalten als unentrinnbares Schicksal ausgeben oder ansehen. Ein alttestamentlicher Weiser (Jesus Sirach 15, 11-17) meinte darum: „Sage nicht, von Gott kommt meine Sünde, denn er bewirkt nicht, was er hasst. Damit du nicht sagest: Er hat mich zu Fall gebracht, denn schlechte Menschen sind für ihn keine Notwendigkeit ... Er schuf am Anfang den Menschen und überließ ihn der Macht der eigenen Entscheidung. Wenn du willst, kannst du die Gebote halten und Treue üben liegt in deiner Macht. Hingeschüttet hat er vor dich Feuer und Wasser. Wonach dich verlangt, danach strecke deine Hand aus. Vor dem Menschen liegen Leben und Tod. Was er will, wird ihm gegeben.“

Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit sind so die Folgen menschlichen Handelns. Was eine(r) erlebt, ist die Konsequenz der eigenen Taten. Kürzer und prägnanter: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Oder positiv: „Wie man sich bettet, so liegt man.“

Ich habe den Eindruck, dass dieser anthropologische Optimismus, den wir, wie gesagt, auch in unserer christlich-jüdischen Tradition kennen, den verflochtenen real existierenden Sozialismus geprägt hat. Erinnern Sie sich noch an die Gerichtsberichte von der „Neuen Zeit“ bis zur „Jungen Welt“, vom „Freien Wort“ bis zum „Neuen Deutschland“. Sie triefen geradezu von einem höchst unmarxistischen Moralismus. Alles, was einem so schiefe gehen konnte und vor Gericht nicht mehr auf das Konto der Einflüsterungen des Kapitalismus zu buchen war, musste – da wir in der besten aller denkbaren Welten lebten – dem schuldigen Individuum angerechnet werden.

Nun, wo wir mit mehr oder weniger vollen Segeln in die andere allerbeste Welt hineingesegelt sind, hat sich leider nicht viel an diesem Grundmuster geändert. Auch jetzt heißt es nur allzu oft: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Das bedeutet im Klartext: ‚Was du hast und dir leisten kannst, ist doch nur von deiner eigenen Leistung abhängig.‘

Der anthropologische Entwurf, der dahinter steht, erfasst viele Erfahrungen und auch manche unserer Ideale. Etwa die Einsicht, dass viele unserer Krankheiten biographische Hintergründe haben. Oder die Beobachtung, dass unser eigenes Verhalten auf uns zurückschlägt. Aber reicht er aus?



Der pessimistische Protest vertiefte sich bereits zu Zeiten des Alten Testaments (AT).

Wir kennen aus unserer Tradition, d.h. bereits im AT, einen vehementen Protest gegen die Auffassung, dass unser Schicksal in unseren eigenen Händen liegt und dass wir uns unser persönliches Glück oder Unglück selbst zuschreiben müssten.

An Hiob und anderen Gestalten des AT können wir die Verzweiflung am unverschuldeten Un-

glück erleben. Sie lassen ein Schicksal sehen, das überhaupt nicht mehr auf die eigene Schuld oder auf die eigene Leistung zurückzuführen ist. Dabei gilt das eben nicht nur für die Niederlagen, sondern auch für das unverschämte, unverdiente Glück. So lautet die Parole der gottlosen Frevler (Jesus Sirach 23, 18): „Wer hat Macht über mich? Ich habe gesündigt, doch was ist mir geschehen? Wer sieht mich? Dunkel hüllt mich ein und die Wände verbergen mich, niemand bemerkt mich; was trage ich Bedenken zu sündigen?“ Und der vorsichtige Weise rät im 2. Jahrhundert vor Christus (Kohélet 10, 20): „Nicht einmal in Gedanken schimpf' auf den König, nicht einmal im Schlafzimmer schimpf' auf einen Reichen; denn die Vögel des Himmels können dein Wort verbreiten, alles, was Flügel hat, könnte die Nachricht weitermelden.“ Und so lautet der resignierende Kommentar (Kohélet 8, 14): „Es ist eitel, was auf Erden geschieht: es gibt Gerechte, denen geht es, als hätten sie Werke der Gottlosen getan, und es gibt Gottlose, denen geht es, als hätten sie Werke der Gerechten getan. Ich sprach: auch das ist eitel.“

Auch diese Verzweiflung am Sinn des Lebens, die vergebliche Suche nach einer gerechten Weltordnung hat wieder und wieder ihre Verfechter und Anhänger gefunden. Fast zeitgleich zu den alttestamentlichen Zeugen lehrt Epikur, dass es in einer dem menschlichen Willen entzogenen Welt besser sei, sich auf sich selbst zurückzuziehen, Gemütsruhe, Apathie, also Leidenslosigkeit zu pflegen. Ataraxie – das heißt: Unbewegtheit, stoische Ruhe, das empfiehlt er als Rezept für die klügeren Zeitgenossen, die erkennen müssen, dass sie am schlechten Lauf der Welt doch nichts ändern können und so am besten sich in ihrer Nische einrichten, um wenigstens einen Zipfel privaten Glücks zu erwischen.

Ich nehme an, dass Sie diese ethische Resignation durchaus auch als praktisches Verhalten kennen. Es scheint mir dem ethischen Optimismus eng verschwistert. Wo der ethische Optimismus seine Anhänger überfordert, stellt sich rasch sein dunkler Bruder ein und schafft eine Deutung der Welt, die wenigstens die Überforderung abbaut: Schuld haben dann immer die bösen Anderen, allerdings deutlich auf Kosten der Verantwortung für das Ganze.

Ich bin mir nicht sicher, wie viel Anhänger der anthropologische Optimismus außerhalb von Schule, Hörsaal und Rathaus in unserem kleineren Deutschland wirklich gehabt hat. Schon die Zwangsmechanismen der Stasi waren ja wohl kein glühendes Be-

kenntnis zum Guten im sozialistischen Menschen, sondern zielten bestenfalls darauf ab, das Volk zu seinem Glück zu zwingen. Aber auch sonst war die vorherrschende Meinung in unserer Nischengesellschaft die Überzeugung: Wir können ja doch nichts machen. („Privat kommt vor Katastrophe.“ Dem musste die Katastrophe ja geradezu zwangsläufig folgen.) Diese Verantwortungslosigkeit setzte sich, wie wir wissen, bis in die höchsten Ränge fort. Natürlich war es danach niemand gewesen.

So kann die Beobachtung, dass Undank der Welten Lohn sei und wir bestenfalls ein kleines Randstück vom großen Kuchen erwischen werden, sehr rasch zu einer Resignation führen, die auch die kleinen Chancen von Gerechtigkeit und die kleinen Spuren des Glücks übersieht – angesichts der schreienden Ungerechtigkeiten vor unseren Augen. Wahlbeteiligungen sind ein guter Gradmesser der Verzweiflung über eine undurchschaubare Welt und eine scheinbar unbeeinflussbare Politik.

Was aber ist dann ein realistisches Menschenbild?

Wenn also der anthropologische Optimismus und die tiefe Resignation so verschwistert sind, bleibt nach ihnen die Frage:

Was ist nun der Mensch? Ist er Schöpfer seiner selbst, so mächtig, dass er Gott und Teufel kreiert? Ist er so mächtig und damit letztverantwortlich?

Oder ist er nur Opfer, blind einem unbestimmbaren Schicksal ausgeliefert? Kann er nur genießen, was ihm zufällt, und ertragen, was ihm zustößt?

Die christliche Tradition hat sich mit beiden Positionen in ihrem Erbe auseinandergesetzt und sie – im hegelschen Sinne – aufgehoben. Sie hat die Verantwortlichkeit des Menschen nicht leugnen wollen: Der Mensch ist Täter und damit auch Schöpfer seiner Situation, also zugleich auch sein eigenes Opfer. Zugleich aber erlebt er auch unerklärliches Unglück und himmelschreiendes Unrecht, gegen die er wenig oder gar nichts tun kann, ebenso wie Glück und Geborgenheit, die er sich nicht selbst beschaffen kann.



Wie ist das alles zusammenzubinden?

Die christliche Weltsicht geht davon aus, dass der Mensch nicht am Anfang steht und seine Umgebung erst schaffen müsste. Er findet sich in einer größeren Wirklichkeit vor, zu der er als Teil gehört, in die er hineingeboren und in der er zunächst und zuerst der Empfangende ist. Wer den Menschen primär als den Schaffenden begreift, der hat wenig Verständnis für den eigenen Wert von wachsendem, von behindertem

und von alternd-begrenztem Leben, d.h. von nicht-schöpferischen Menschen. Er nimmt leicht die Moral von unbarmherzigen Füchsen an, die im Schuljungen erst den künftigen, im Alten nur den gewordenen Menschen erkennen, denen also nur der erwachsene Leistungsfähige als Vollmensch gilt. Zugleich wird damit auch der

Versagende diskriminiert, der nicht sofort gegen den dummen Wolf die Knarre hebt und mit dem ersten Schuss trifft. Zutreffender, weil auch mit unseren Alltagserfahrungen nachvollziehbarer, bleibt es, den Menschen als den Bedürftigen und auf Hilfe Angewiesenen zu sehen, als einen, der eingebunden in die größere Wirklichkeit der Natur und der Welt, sich nicht als Schöpfer, sondern als Geschöpf, als Teil der Welt begreifen muss. Für die hat er allerdings auch Verantwortung. Diese Verantwortung gut und eingängig zu beschreiben, haben Juden und Christen wieder und wieder versucht. Einer ihrer erfolgreicherer Versuche: Die zehn Gebote. Deren Radikalisierung und Vertiefung: die Bergpredigt. Auf diese Versuche zu verzichten – wie Hitler – oder sie zu ersetzen – wie Ulbricht, kann nur zu unmenschlichen Konsequenzen führen. Die deutsche Geschichte der letzten 75 Jahre zeigt es mit erschreckender Deutlichkeit.

Doch zur realistischen Sicht gehört eben auch, dass wir uns alle als fehlerhafte und in Schuld verfallende Menschen begreifen. (These 5) „Der Mensch ist Sünder“ – Das heißt: Sein Leben ist zerrissen. Das erlebt er als Opfer und als Täter. Die Beziehung zu Gott, zum Mitgeschöpf und zu sich selbst ist durch die Sünde in der Tiefe gestört durch das Misstrauen gegenüber Gott und durch Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Mitmenschen, den Mitkreaturen und gegenüber sich selbst.“

Eine der unausweichlichen Konsequenzen in die Fehlsamkeit des Menschen ist im politischen Raum die Gewaltenteilung. Ihre Begründung – aus negativen Erfahrungen heraus – besagt: Kein Mensch kann so gut und fehlerfrei wirken, dass ihm absolute Macht übertragen werden dürfte. Nur die gegenseitige Kontrolle ermöglicht die notwendige Begrenzung und Korrektur politischer Macht. Die positive Begründung lautet: Wenn wir alle Geschöpfe sind, dann kann keiner eine absolute und d.h. gottähnliche Macht übernehmen wollen. Dann haben alle ein gleiches Recht auf Leben und Lebensgestaltung.

Aber erst, wenn Schuld und Sünde nicht mehr als menschliche Möglichkeit verdrängt und wegdiskutiert werden müssen, sondern als Teil unserer schlimmen Wirklichkeit begriffen sind, kann man/frau dann wohl auch über die Möglichkeiten und Chancen eines Neubeginns nachdenken. Allerdings ist das menschliche Leben kein Experiment, das man an einem beliebigen Punkt von Neuem beginnen könnte. Es gibt - auch und gerade in der jüngsten Geschichte unserer Welt Unrecht, das sich nicht ungeschehen machen lässt, Gemeinheiten, die noch lange schmerzen werden. Mit der Erinnerung an manche Toten und die physisch und psychisch Verletzten werden wir leben und behutsam umgehen müssen. Die schnelle Wendung von der Vergangenheit zu einer völlig anderen Zukunft bzw. das lockere „Alles Verstehen, heißt alles verzeihen“ kann nur weitere Wunden schlagen. Wirkliche Vergebung setzt nach unserem Verständnis eingestandene, bereute, vor den Betroffenen ausgesprochene Schuld voraus. Die Kompetenz zur Vergebung als höchster Form menschlichen Miteinanders haben zunächst und zuerst nur die Opfer. Ihre eigene Reaktion darf niemand vorausnehmen.

Letztlich aber setzt Vergebung unter Menschen eine Freiheit voraus, die auch noch

vom Opfer verlangt, die eigene Schuldfähigkeit zu sehen; die von dem Leidenden erwartet, dass er – nach aller Wut und berechtigtem Zorn – die Begrenzungen seines Peinigers wahrnimmt und über ihn hinaus sehen kann. Christlicher Glaube kann davon befreien, im Gegenüber wie in mir selbst den Teufel oder den Engel sehen zu wollen oder zu müssen. Menschsein und Vergebenkönnen fängt damit an, in mir, in meinem Partner und in meiner Umgebung Gut und Böse, Liebenswertes und Hässliches zugleich zu bemerken. Biblische Bilder für diese Doppelbestimmung, diese ambivalent-dialektische Sicht des Menschen sind die Bestimmung des Menschen als Ebenbild Gottes („Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott ... alles hast du unter seine Füße gelegt“ / Psalm 8) und als Sünder („Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“ / 1. Mose 8, 21).

Diese Freiheit gewinnt aber – nach unserer Auffassung – der am leichtesten, der die umfassendste Wirklichkeit, Gott, und den begrenzten Menschen unterscheiden lernt und Gott als Quelle dieser letztlich geschenkten Souveränität und Freiheit anerkennen kann. (These 6) „Der Mensch wird gerechtfertigt durch den Glauben‘ – Das heißt: Er bleibt bestimmt zur Gemeinschaft mit Gott. Die Macht der Sünde kann die Gemeinschaftstreue Gottes nicht aufheben. Jesus Christus verbürgt mit seiner Verkündigung, seinem Leben, seinem Tod und seiner Auferweckung die vergebende, zurechtbringende Liebe Gottes. Im Glauben wird sie für den Menschen als Einzelnen und in Gemeinschaft wirksam.“

Vergebung als Neuanfang, wie wir ihn in dieser Zeit so nötig brauchen, setzt schöpferische Kraft voraus, ist ein Ereignis ähnlich der Schöpfung, unberechenbar, erfahrbar nur dem, der sich ihr öffnet und sich selbst nicht nur ständig neu behaupten will und kann.

Welche Folgen hat ein verfehltes Menschenbild?

Die gesellschaftlichen, die politischen und familiären und die religiösen Folgen aus einem verkürzten Menschenbild liegen auf der Hand. Der Marxismus-Leninismus ist m. E. gescheitert an dem falschen Menschenbild. Er ist damit nur ein Exempel für andere falschen Menschenbilder, die auch heute noch möglich und gefährlich sind. Der Mensch darf nicht reduziert werden auf den kommerziellen Nutzen, den er bringt. Egoisten haben ein Zerrbild von der Wirklichkeit. Entscheidend bleibt es die Aspekte des Menschenbildes und des Weltbildes zusammenzuhalten. Dafür möchte ich einige beispielhafte Konsequenzen ziehen.

Technik muss fehlerfreundlich sein!

Wenn der Mensch das nicht festgestellte Tier ist, ein Individuum, das schuldfähig und fehlerbehaftet ist, dann muss das auch Folgen für die Technik haben, die wir uns zumuten und für die Strukturen, die wir einrichten. Diese müssen fehlerfreundlich und veränderungsfähig sein. Darum halte ich für die entscheidende Frage an die Atomwirtschaft, ob nicht dort die absolute Perfektion gefordert wird, weil sonst nahezu unendliche irreversible Folgen zu befürchten sind. Insofern steht die

Atomwirtschaft unter anderen und grundsätzlicheren Bedenken als andere Technik, deren Folgen zwar auch bedacht und abgeschätzt werden muss, die aber nicht mit Jahrtausenden rechnen muss.

### Beteiligungsgerechtigkeit

Wenn es richtig ist, dass der Mensch ein Beziehungswesen ist, wenn es zutrifft, dass er sich in der Beziehung zum Mitmenschen, zu sich selbst und zu Gott entwickelt, dann gilt: „No man is an Island“ (Niemand ist eine Insel). Wenn dies alles zutrifft, dann haben wir die Beziehungen, in denen junge Menschen aufwachsen, so zu gestalten, dass sie zur Teilhabe an unserer Gesellschaft befähigt werden. Nicht wenige junge Menschen erleben aber Niederlagen in der Schullaufbahn und erleben sich schon sehr früh als Verlierer der Gesellschaft. Auf die Schule kommt hier, als dem Institut, das von Politik und Gesellschaft als Instrument am deutlichsten genutzt werden kann, eine riesige Aufgabe zu; auch wenn Schule auf gar keinen Fall alles ausgleichen kann, was Eltern, Großfamilie und Gesellschaft nicht leisten.

### Unterscheidung zwischen Person und Leistung

Wenn Martin Luther recht hat mit seiner Kurzbestimmung, dass der Mensch immer der durch den Glauben (das Gottvertrauen) gerechtfertigte Mensch ist, dann müssen wir konkret danach suchen, was Schuld, Vergebung und Neuanfang im persönlichen wie im gesellschaftlichen Zusammenhang bedeuten können und mögen. Wir brauchen dazu die hilfreiche Unterscheidung von Person und Werk, Leistung und Menschenwürde. Wir dürfen schlimme Taten nicht verharmlosen und müssen sie u. U. in ihrer ganzen Schrecklichkeit gelten lassen. Zugleich aber dürfen wir den Menschen reduzieren auf das, was er getan hat. Das hat Johannes Rau mustergültig am 3. Mai 2002 in Erfurt ausgedrückt, als er den Satz sprach: „Was immer einer auch getan hat, er bleibt ein Mensch.“

Diese Hoffnung gilt nicht allein für den Mörder und seine Familie, sondern vor allem auch für die Familien der Opfer, die leicht von anderen immer als die Verletzten und Verwundeten definiert werden, d. h. festgelegt sind. Für sie besteht die Gefahr, dass sie durch das Werk eines Menschen für immer bestimmt werden, statt dass sie die Güte und Gnade Gottes als Leben gegen den Tod erfahren und erleben können.

Auch im weniger mörderischen Alltag brauchen wir eine Kultur des Verzeihens und Vergebens, in der das immer gleiche Muster des: „Wie du mir, so ich dir“, also Kreislauf der Vergeltung und Verachtung durchbrochen wird. Neue Erfahrungen sind vor allem denen möglich, die solche Kreisläufe durchbrechen, neues Vertrauen und neue Zuversicht erfahren und dafür dankbar sind und bleiben. „Wenig niedriger als Gott.“ Diese unbändige Hoffnung der jüdisch-christlichen Tradition meint auch die Vollzüge, in denen Menschen die Güte Gottes an andere weitergeben und erfahrbar werden lassen.

## Anmerkungen

- [1] Ernst-Wolfgang BÖCKENFÖRDE: Die Würde des Menschen war unantastbar. Abschied von den Verfassungsvätern: Die Neukommentierung von Artikel I des Grundgesetzes markiert einen Epochenbruch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3. September 2003, S. 33-35.
- [2] Vgl. auch Abschlussbericht der Enquetekommission 3/1 des Thüringer Landtages (2003), „Wahrung der Würde des menschlichen Lebens in Grenzsituationen“ (DS 3/3854) vom 24.11.2003, Sondervotum, S. 61-70: „Jedoch richtig und anerkannt ist, dass der Mensch nicht von vornherein Mensch ist, sondern sich über Zwischenstufen zu einem solchen entwickelt.“ Ebd., S. 62.
- [3] Vgl. Enquetekommission 3/1, S. 219-250, auch das Sondervotum für die Zulassung von aktiver Sterbehilfe. Ebd. S. 250.
- [4] 7. Tagung der 9. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland im November 2002 in Timmendorfer Strand. [http://www.ekd.de/synode2002/beschluesse\\_kundgebung\\_thesen.html](http://www.ekd.de/synode2002/beschluesse_kundgebung_thesen.html).
- [5] Vgl. dazu Wolfgang HUBER: Gerecht aus Glauben. Die Gegenwartsbedeutung des christlichen Menschenbilds. Vortrag am 26. September 2001 in Augsburg: „Als öffentliche Debatte hat der Disput um diese Frage gerade erst begonnen. Wolfgang Frühwald – der frühere Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft und heutige Präsident der Alexander-von-Humboldt-Stiftung – hat diese Kontroverse dahingehend charakterisiert, sie sei –zu einer Auseinandersetzung um ein christliches, zumindest kantianisches Menschenbild auf der einen Seite und ein szientistisch-sozialdarwinistisches Menschenbild auf der anderen Seite geworden.’ Frühwald hat sogar einen ‚Kulturkampf‘ prophezeit, der so rasch nicht enden werde. Andere haben ihm vehement widersprochen – sowohl was die Beschreibung der Frontlinien als auch was die Charakterisierung der Debatte als ‚Kulturkampf‘ betrifft.“ [http://www.ekd.de/vortraege/huber/vortraege\\_huber\\_010926.html](http://www.ekd.de/vortraege/huber/vortraege_huber_010926.html).
- [6] „Löhne senken, Arbeit teilen?“ In: Chrismon (plus) 3/2006, S. 56-59. 59.
- [7] Huber, AaO (siehe Anm. 5).